

"Sich selber sein"

Autor(en): **Dettli, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **4 (1948)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420092>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den Angehörigen der verschiedenen Idiome stark erweitert. Die Geltung des Einzelnen wird abhängig von Zahl, wirtschaftlicher und politischer Bedeutung. Damit entsteht die Gefahr, daß der Gebrauch des einen oder andern Idioms Gegenstand des politischen Streites zwischen ihren Angehörigen wird. In der Tat bildet die Vermischung der Sprachgruppen innerhalb einer politischen Gemeinschaft eine sehr ungünstige Situation für das Zusammenleben verschiedener Sprachstämme" (S. 57). (Sperrungen vom Besprechenden.)

Wer dünkte da nicht unwillkürlich an die politischen Umtriebe, deren Gegenstand die welsche Schule in Bern und die Frage ihrer Subventionierung bereits gewesen ist und noch werden könnte?

Die Bedeutung von Hegnauers Arbeit kann im Gesamten hier nicht genügend gewürdigt werden. Wer sich irgendwie mit der gerade in jüngster Zeit an verschiedenen Orten recht brenzlich gewordenen Frage des Verhältnisses der verschiedenen Sprachgruppen zueinander befassen will oder muß, dem wird das Buch eine kostbare Hilfe sein.

In unserm Lande darf keine Mehrheit die Minderheit sprachlich „majorisieren“, wie man so schön sagt. Es darf aber ebensowenig sein, daß eine sprachliche Minderheit die Mehrheit mit ungerechten politischen Mitteln unter Druck setzt (wofür man füglich noch den Ausdruck „minorisieren“ schaffen könnte)!

August Humbel

„Sich selber sein“

Aus dem unbändigen Drang ihrer Schöpfer heraus, „sich selber zu sein“, müssen wir uns nach einem Beitrag in Nr. 7 des „Schweizerischen Beobachters“* die Werke eines Beethoven, eines Rembrandt, eines Goethe entstanden denken. „Sich selber zu sein“ lehren führende schweizerische Erziehungsheime ihre Zöglinge und erblicken darin einen ihrer Vorzüge. „Wir haben uns selber verloren. Und weil wir nicht uns selber sind, haben wir keinen eigenen Ausdruck gefunden“, erklärt ein Hochschullehrer in seiner Rektoratsrede. „Sich selber zu sein“, scheint unserer Zeit als ein hohes Ideal vorzuschweben. Also werde auch ich darnach

* Unsere Radioansager und andere gänsefußchensfürchtige Leute würden sagen: des „Der Schweizerische Beobachter.“

streben müssen, mich (oder mir?) selber zu sein; auch du wirst dich bemühen, dich (oder dir?) selber zu sein; wir werden uns nicht am Ziel unserer Entwicklung wähnen dürfen, solange wir nicht „uns selber“ sind; erst wenn ihr „euch selber“ seid, werdet ihr euch der Vollkommenheit rühmen dürfen. Diese Folgerungen ergeben sich zwangsläufig daraus, daß wir an ihn und sie und an die Mehrzahl sie die Forderung stellen, „sich selber zu sein“; sie erweisen aber auch die sprachliche Unmöglichkeit, „sich selber zu sein“.

Sollen wir also einer tyrannischen Sprache zulieb darauf verzichten, unserm Drang nach Vervollkommnung ein neu erkanntes hohes Ziel zu stecken? Ist unsere deutsche Sprache so starr und unfähig, sich einem neuen Gedanken anzupassen? Hat sie es nicht in andern Fällen getan, selbst wenn es dem bis dahin für richtig Gehaltenen zuwiderlief? Ist nicht sprachliche Entwicklung, sprachlicher Fortschritt oft nur dadurch möglich geworden, daß bisheriger Zwang gelockert worden ist, daß man anfänglich als „falsch“ Empfundenes geduldet und bald als Bereicherung der Ausdrucksmöglichkeiten geschätzt hat? Diese Frage ließe sich anhand vieler Beispiele bejahen. Eines möge genügen: die Hausbeamtin.

So nützlich, ja unentbehrlich die Hausbeamtin ist, sie ist doch ein sprachliches Mißgebilde und nur durch mehrere Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit möglich geworden. — Im Anfang war der Beamtete, das dingwörtlich gebrauchte Mittelwort zu beamten, d. h. mit einem Amt betrauen. Dem Beamteten scheint die Endung =tete nicht mit Unrecht mißfallen zu haben; darum stieß er das zweite =te ab; aber seinen Mittelwortcharakter gab er damit nicht preis, wie man erwarten könnte. Darum bleibt er mit dem unbestimmten Geschlechtswort nicht ein Beamte, wie der Knabe ein Knabe, der Riese ein Riese bleibt, sondern er wird ein Beamter, wie der Deutsche ein Deutscher, der Gelehrte ein Gelehrter wird. Damit uns die Hausbeamtin geschenkt werden konnte, mußten wir aber das deutliche Bewußtsein für ihre sprachliche Herkunft verlieren, denn die Beamte(te) kann nur eine Beamte(te), nicht eine Beamtin neben sich haben. Die Beamtin hat die Regel willkürlich durchbrochen, und es läßt sich vermuten, daß die Gesandtin bald ihrem Beispiel folgen wird, wenn sie es nicht schon getan hat*.

* Nach Pauls Grammatik ist sie schon „in allgemeinem Gebrauch“. Wieland sprach von der Verwandtin, Lessing und Schiller von der Anverwandtin, Lessing auch von der Bekanntin. St.

Derartigen geringfügigen Einbrüchen in das überlieferte Regelgebäude setzt die Sprache keinen ernststen Widerstand entgegen; sie läßt sie gelten als Mittel zu ihrer Bereicherung. Ein anderes ist es, wenn mangelndes Gefühl für die gebotenen Möglichkeiten Grundmauern zum Einsturz bringt. Dessen macht sich schuldig, wer es verdienstlich nennt, „sich selber zu sein“.

Paul Dettli

Kleine Streiflichter

Basel. Einer Basler Veröffentlichung über die „Entwicklung der Basler Wohnbevölkerung von 1930 bis 1941“ entnehmen wir, daß von 1880 bis 1930 ein Rückgang der deutschsprechenden Bevölkerung von 96,2 auf 93,5 Prozent festzustellen sei. Immerhin ist die Zahl der französischsprechenden Personen im Vergleich zu der deutschsprechenden Mehrheit auch 1930 und 1941 immer noch sehr klein, kleiner als man gemeinhin annehmen möchte. Trotzdem glauben es sich viele Basler Geschäfte schuldig zu sein, ihre Ladenaufschriften, wenn nicht französisch allein, so doch zweisprachig zu halten.

Bern. Wie fast alle Schweizer Städte, so hat auch Bern seit 1945 mit Freuden die Gelegenheit wahrgenommen, in den eigenen Mauern wieder einmal Kunstschätze aus dem Auslande zu genießen. Besonders zahlreich sind ganz natürlicherweise die Ausstellungen von Werken französischer Herkunft. Weniger natürlich ist es, daß die Bekanntmachungsplakate, die sich doch in allererster Linie an die bernische deutschsprechende Bevölkerung richteten, in mehreren Fällen nur französische Texte trugen. So wurden im Monat April 1948 im Kunstmuseum von Bern französische Zeichnungen aus dem Louvre gezeigt. Da prangten Plakate

mit folgendem Text an den Anschlagssäulen:

Musée des Beaux-Arts de Berne
DESSINS FRANÇAIS
DU
MUSÉE
DU
LOUVRE

11 — 30 avril

Tous les jours de 10 — 12 et de
14 — 17 h. Entrée Fr. 1.—.

Wären wohl die Kunstwerke aus Wien, die wir in Zürich gesehen haben, in Genf deutsch ausgeschrieben worden? Raum!

Eidgenössisches. Bei der erfreulichen Wahl des Bundesrates Rubattel war es köstlich festzustellen, daß keine einzige deutschschweizerische Zeitung es „wagte“, den Vornamen „Rodolphe“ zu übersetzen in „Rudolf“. Das ist übertriebene Ehrfurcht vor fremden Eigennamen. Die Tessiner schreiben natürlich und vernünftig „Rodolfo“; sie schreiben auch „hemmungslos“ „Filippo Etter“ und „Ernesto Nobs“, wenn von diesen hohen Herren die Rede ist, oder „André Chénier“ in literarischen Abhandlungen über einen französischen Dichter. Auch die Welschschweizer finden, daß die Vornamen zu jenen Dingen gehören, die man übersetzen darf und soll; sie übersetzen noch „unmöglichere“ Dinge und berufen sich z. B. in der „Gazette de Lausanne“ immer